

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 5-6

Artikel: Kleine Strafpredigt gegen Sprachsünder
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gens Einbruch in Rumänien, aber wiederholt flackerten die Kämpfe in der Gegend von Limitroff wieder auf, nachdem man das Land längst befriedet glaubte. Irgendwo im Osten mußte Limitroff liegen, Dimitroff ist ja auch slawisch. Aber die Leute haben Andreess Handatlas vergeblich abgeklopft, es war kein brauchbares Limitroff zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meer beizutreiben.

Man fand es aber am Ende doch. Im Wörterbuch. Limitrophe, so lautete die französische Schreibung, heißt angrenzend. Und die Schlacht in der Gegend von Limitroff war nichts als „les combats dans la contrée limitrophe“.

Es ist leider zu witzig, um geglaubt zu werden, aber doch offenbar wahr, daß vor alter Zeit, als Wilhelm II. in Rom auf Staatsbesuch war und dem Kardinal Staatssekretär Rampolla den Orden des Schwarzen Adlers verlieh, die Depesche „Empereur conféra aigle noire à Rampolla“ dergestalt verdeutscht wurde: „Der Kaiser konferierte mit Rampolla im Schwarzen Adler“. Und nicht im Schwarzen Walfisch zu Askalon, sondern in einem nüchternen Büro zu Bern scheint diese Leistung vollbracht worden zu sein.

Natürlich wirkt die Sprache der deutschen Wehrmachtsberichte diesmal wie im ersten Weltkrieg auf das Deutsch auch der Schweizer ein, und man darf sagen: nicht zum Schaden der Sprache. Der Ausdruck ist knapp und klar, sagt sachlich mit kräftigen und zuweilen recht anschaulichen Worten, was geschehen sei, (und viel weniger, was man weiterhin zu tun gedenke). Da kam „der Einsatz“, im Luftkrieg auch der „rollende Einsatz“, das „einsatzbereit“ und namentlich kamen der Zug und der Rahmen in unser tägliches Deutsch herein. Eine Einzelheit wird gemeldet als Teil eines Ganzen, „im Zuge“ einer größern Unternehmung, „im Rahmen“ eines Planes. Damit ist der Meldung ihr Sinn und ihr Wert angewiesen.

Also kein Wunder, daß jetzt auch bei uns alles in einem Zug geschieht oder einen Rahmen haben muß. Man kann aber alles übertreiben, und am meisten übertreibt man eine Mode, weil man dabei nicht zu denken pflegt. Als Reichsmarschall Göring im Februar in Sizilien weilte und dann in Rom seine Besuche machte, wurde aus Berlin stelzig verkündet, der Besuch Roms geschehe im Rahmen der Reise nach Italien. Daß Rom im Rahmen Italiens liegt, hätten sonst die Leute offenbar nicht gemerkt. Doch damit haben diesmal nicht die Übersetzer gesündigt.

Man ist leider noch nicht soweit, daß nur der zu denken braucht, der als erster geschrieben, also vorgeschrieben hat; aber es kommt vielleicht noch. Am raschesten kommt's, wenn man aufhört zu übersetzen und sich damit begnügt, überzusetzen. Das ist eine gesunde körperliche Beschäftigung; sie erlaubt es, ohne Sinn, Herz und Geist für eine Sprache doch mit dem Sprachtransport sein Geschäft zu machen.

Ernst Schürch.

Kleine Strafpredigt gegen Sprachsünder.*

Die deutsche Sprache ist ein reiches, aber schwieriges Gelände, und die vielen, die sich auf ihm tummeln, haben es offenbar nur dem besonderen Wohlwollen der Vorsehung zu verdanken, daß sie von den Fallgruben, Steilhängen und Unwegsamkeiten, die es birgt, zumeist gar nichts ahnen. Munter besteigen sie das Roß — den Pegasus, den Amts-

* Der Verfasser schreibt zwar „Philippika“; aber die Geschichte des Altertums ist heute nicht mehr so bekannt, daß den Lesern das Wort auch nur ebenso viel oder gar mehr sagt als das deutsche. Philippica hieß „bekanntlich“ (?) eine heftige Strafrede, wie dergleichen der athenische Redner Demosthenes gegen König Philipp von Mazedonien hielt, um die Griechen abzumahnern, sich ihm zu unterwerfen.

schimmel oder nur ihr Steckenpferd — sie sprengen davon, und es ergeht ihnen keineswegs wie dem Reiter über dem Bodensee: sie fallen nicht tot darnieder, wenn man sie nachher auf die hinter ihnen liegenden Gefahren aufmerksam macht. Sie verachten die Abgründe der Sprache postum-rando leichten Herzens und zögern nicht, das nächstmal wieder unbekümmert drauflos zu reden oder zu schreiben.

Dabei kommt es diesen Sorglosen freilich zustatten, daß die Sprache für sie allerhand Wendungen, Redensarten und Wortverknüpfungen fertig konfektioniert bereit hat, und daß sie ihnen außerdem noch eine Anzahl unverbindlicher und verblasener Allerweltswörter zum Flicken ihrer Satzgewebe frei ins Haus liefert. Einige dieser nichtsnutzigen, armselig heruntergekommenen Sprachvagabunden sind so aufdringlich, daß man von ihnen wohl oder übel hin und wieder Notiz nehmen muß, sei es auch nur, um sich klar zu werden, daß und wie man ihnen am besten aus dem Wege geht.

Da ist zum Beispiel das bequeme Wörtchen „eigentlich“, das seine Herkunft von „eigen“ und seine Verwandtschaft mit „wesentlich“ so deutlich an der Stirn geschrieben trägt. Es will ursprünglich etwa das Kernhafte, das Innere einer Sache bezeichnen, das Wirkliche, das einem Ding (und nur ihm) Eigene. Im Schlendrian des Sprachgebrauchs aber hat sich das Wort nach und nach so weit und so gründlich von seinem Stamm und seiner Sippe losgelöst, daß es zu einer sonderbar inkongruenten Bedeutung gekommen ist. Heute wird es in der täglichen Rede — und Schreibe — als eine Art Begierscherz gebraucht und gehört zu jenen wässerigen Ausdrücken, die besonders dann bei der Hand sind, wenn man etwas nicht klar und präzise ausdrücken will oder kann. „Eigentlich“ — das hat den absurden Sinn bekommen, daß die Behauptung, These oder Äußerung, die damit verknüpft wird, freundlichst nicht so ernst genommen werden soll; daß der Sprecher am Ende gar nicht meint, was er zunächst ausspricht. Wenn jemand erklärt, einer Einladung „eigentlich“ nicht Folge leisten zu wollen, kann man sicher sein, daß er es doch tut, und jener Morgenbesucher, der zur Teilnahme am Frühstück aufgefordert, antwortete, „eigentlich“ habe er schon gefrühstückt, hat dann für zwei gegessen. Wenn der Redner sagt, daß er „eigentlich“ nicht habe sprechen wollen, kann man sich getroßt auf weitere zwei Stunden am Versammlungsort gefast machen. Das, was man „eigentlich“ zu wollen oder nicht zu wollen erklärt, ist also nicht das, was man in Wirklichkeit will oder nicht will, ist gar nicht das Eigentliche, sondern das Gegenteil. Man gebraucht das Wort, um den andern etwas glauben zu machen, was nicht ist; jeder der es hört, sollte indes allmählich wissen, daß es nur eine Redensart* darstellt — aber keine schöne.

Und es gibt noch andere von der Art. Vor den unangebrachten Übersteigerungen und Superlativen, die sich seit einiger Zeit in der Sprache des Alltags übermäßig breitmachen und zu einer wahren Plage zu werden drohen, schauern Leute von Geschmack instinktmäßig zurück. Aber sie sind in der Minderzahl, und die meisten Menschen haben offenbar vergessen, daß das ungesteigerte Adjektiv — nicht umsonst Positiv genannt — regelmäßig eine viel kraftvollere Aussage ergibt, als seine Steigerung zum Superlativ. Dieser will häufig zu viel besagen: und jedes „zu“ ist von Übel. Das sprachliche Gewicht des allzu oft verwendeten Superlativs steht in umgekehrtem Verhältnis zu dem Umfang seiner Verbreitung. Auf Schritt und Tritt begegnet man aber heute dem „modernsten Komfort“, dem „gewaltigsten Lach-

* Der Verfasser sagt „façon de parler“, was auch wieder nur so eine Redensart ist.

erfolg", dem „bedrohlichsten Ausblick“, sowie ferner dem „äußerst“ interessanten Künstler, dem „meist“ geschätzten Buch; und in einem Schulaufsatz war jüngst die Faustdichtung als „höchst tief“ bezeichnet, eine sprachliche Mißgeburt, die der Verwilderung des Sprachgeistes und der Vernachlässigung des Sprachgutes entsprungen ist, und für die nicht der Schüler, sondern die Welt, in der er aufwächst, verantwortlich ist.

Vielen Menschen ist es nicht genug, von einem Ereignis ergriffen zu werden; sie sind immer „tief ergriffen“. Die drei gerechten Kammacher würden diesen pathetischen Zeitgenossen als zu schwach benannt erscheinen, sie müßten für sie „ungewöhnlich“ oder „außerordentlich“ gerecht heißen. In derselben Linie wie der Unfug des „Superlativismus“ liegt es, daß das Große manchen Leuten nicht genügt, die das, was sie beeindruckt, nur noch „ganz groß“ nennen. Sie denken nicht daran, daß das Große allein schon etwas Einmaliges ist, daß es keine Unterstreichung nötig hat, oft gar nicht verträgt.

Gedankenlos sehen allzu viele dieser Sprachentartung zu und machen fröhlich mit. Dabei ist es gar nicht so schwer, sich weniger übel auszudrücken. Will man zum Beispiel einmal den besondern Wert eines Menschen oder einer Sache hervorheben, kann man sich mit dem vollkommen ausreichenden „sehr“ begnügen, das vor der Inflation mit Superlativen für solche Fälle allgemein in Gebrauch war und nicht verdient, vergessen zu werden.

Auch der Komparativ hat übrigens seine Lücken, die freilich harmloser sind und nicht so sehr auf dem Gebiet der sprachlichen Mißbräuche liegen als auf dem der sprachlichen Widersprüche. Ein „älteres“ Fräulein ist beileibe kein altes Fräulein, also auch keines, das älter ist als alt; man meint damit vielmehr ein nicht mehr so junges Fräulein. Ein „besserer“ Herr ist nicht etwas Besseres oder mehr als ein gutsituerter oder ein besonders wohlgestellter Herr, sondern einer von der Mittelsorte. Sucht man einen „jüngeren“ Angestellten, so wird nicht erwartet, daß sich jemand meldet, der wirklich jünger (als jung) ist, sondern es sind nur solche gemeint, die älter sind als jung. Die Tante, die uns zu einem „kürzeren“ Aufenthalt mit ihrem Besuch erfreut, verweilt nicht kürzer, sondern länger als kurz. Bei einer Hochzeit, die im „kleineren“ Kreise gefeiert wird, können zehn oder auch fünfzig Gäste anwesend sein, keinesfalls sind es aber so wenig, daß der Kreis wirklich kleiner als klein ist. Aber damit streifen wir schon das beinahe metaphysische Gebiet der Relativität der Zahlengrößen, und das ist für einen Zeitungsartikel ein zu weites Feld.

Um also bei den Sprachsünden zu bleiben: ganz böse steht es mit dem Monstrum „beziehungsweise“, das für manche Leute einen geradezu zauberhaften Reiz zu besitzen scheint und das trotz allen Feinden, die es sich im Laufe der Zeit erworben hat, noch nicht zur Strecke gebracht werden konnte. Selbst der Vorschlag, auf seine Verwendung eine Lustbarkeitssteuer zu erheben, hat nicht vermocht, es lächerlich genug zu machen, um es zu töten. Angesichts seiner Zählebigkeit muß man übrigens auch bezweifeln, ob die Präventivwirkung einer solchen Steuer stark genug sein würde, um eine merkliche Einschränkung seines Konsums herbeizuführen. Was das Wort „beziehungsweise“ eigentlich besagen will, ist aus ihm nur mangelhaft zu erkennen. Offenbar setzt es das Bestehen einer Beziehungsmöglichkeit auf mehrere Umstände, Fälle oder Anwendungsgebiete voraus. Wer aber heute beziehungsweise sagt — oder bzw. schreibt — weiß selber in der Regel nicht genau, was er tut und weshalb er es tut: er überläßt es dem Hörer oder Leser, sich damit abzufinden. Nur gut, daß der meist aus dem Zusammenhang

entnimmt oder spürt, was das Wortungetüm besagen soll. Wenn es also in einer Vereinseinladung heißt, daß „alle Mitglieder bzw. Freunde“ zum Vereinsball Zutritt haben, so weiß jeder, daß der Kreis, der zum Fest Willkommenen recht weit gezogen ist. Soll eine Steuer nach amtlicher Rundmachung am Schalter der Behörde entrichtet, „bzw.“ auf Postcheckkonto eingesandt werden, so legt sich das jedermann so aus, daß er das Geld entweder an der Steuerkasse zahlen oder durch die Post zuschicken soll. Fast in allen Fällen, wo das schwerfällige Wortgebilde sichtbar wird, kann es, wie man sieht, durch ein einfaches „oder“ oder „und“ ersetzt werden.

Viele Redner, und keineswegs die schlechtesten, wissen, wenn sie den Mund aufstun, noch nicht, was sie sagen werden, und sehr vielen, die die Feder zum Schreiben ansetzen, geht es ähnlich. Alle aber, die das Wort handhaben, sollten wenigstens wissen, wie zu sprechen und zu schreiben ist. Guter Stil verhilft auch zu guten Gedanken. Sorgt nur für den Pokal, der Wein wird sich schon finden.

H. B.
im „Bund“.

Einewäg: Muul, nicht Mund!

Das Nachwort des Schriftführers zu meinen Ausführungen in Nummer 2 der „Mitteilungen“ hat mich nicht zu überzeugen vermocht, und so muß ich nochmals kurz auf diese im Grunde nicht unwichtige Frage zurückkommen.

Der Tatsache, daß in Zürich und der Ostschweiz das Wort „Muul“ von gewissen Kreisen (aber doch wohl nur von einer wenig bodenständigen Minderheit) als unhöflich empfunden wird, steht die andere, nicht minder sichere und gewichtige Tatsache gegenüber, daß jeder, der unverfälschtes Berndeutsch spricht, sogar auch zu einem Bundesrat von dessen „Muul“ reden darf, und daß „Mund“ nun einmal im Berndeutschen wesenfremd und unecht klingt. Dies zeigt sich z. B. auch darin, daß die allermeisten Berner dem neuen Wort Mundwasser beharrlich ausweichen und dafür stets Zahnwasser sagen. Ebenso ist Mundfülli nicht berndeutsch, sondern einzig Muulfülli, und ich muß des bestimmtesten bestreiten, je anders gesprochen zu haben.

Der Nachweis, daß „Mund“ einmal ein gut schweizerdeutsches Wort war, ist kein zureichender Grund dafür, daß wir es nun, nachdem es uns seit Jahrhunderten verloren gegangen ist, aus der Hochsprache wieder zurückholen sollen. In solchen Fragen entscheidet das Sprachgefühl und nicht die Logik. Wenn der Schriftleiter das alte Wort „Muul“ nur noch in gewissen Fällen, z. B. einem derben Buben gegenüber oder in volkstümlichen Redensarten als nicht unhöflich weiter gelten lassen möchte, so wünscht er damit doch unzweideutig für die gewähltere Sprache dessen Ersetzung durch den hochdeutschen Ausdruck. Diese teilweise Verdrängung von „Muul“ durch „Mund“ würde aber dem Berndeutschen nach unserem Empfinden Gewalt antun und etwas sehr Störendes hineintragen. Immer wieder würden sich Zweifel regen, wie weit der bisher allein gewohnte Ausdruck in bezug auf Anstand und Höflichkeit noch seinen alten, vollen Wert besitze. Und wenn „Muul“ nicht mehr gesellschaftsfähig wäre — darauf käme es doch bald einmal hinaus — dann würden eben auch die „Muullegge“ verdächtigt werden und so manche vielgebrauchte bildhafte Wendung. Sollte man also künftig etwa von „Mundegge“ reden?

Man sieht, wohin dies führen müßte: Es entstünde eine zunehmende Unsicherheit und Verwirrung und damit eine ernsthafteste Schädigung unseres schweizerdeutschen Sprachlebens. Das ist aber gerade, was der sprachliche Heimatschutz, für den der Schriftleiter sonst so kräftig wirkt, zu verhindern